



LESEPROBE

BERSERK

TIM LEBBON

GD CEMETERY
DANCE
—GERMANY—

Band 8

Erschienen im
buchheim
VERLAG

TIM LEBBON

BERSERK

Illustriert von
Vincent Chong

Aus dem Amerikanischen von
Iris Bachmeier

Grimma
Buchheim Verlag
2020

Deutsche Erstausgabe
Limitiert auf 999 Exemplare

© 2020 Buchheim Verlag, Olaf Buchheim, Grimma
Alle Rechte vorbehalten

Cover & Illustrationen: Vincent Chong
Lektorat: Claudia Pietschmann
Satz: Hardy Kettlitz

www.buchheim-verlag.de
www.cemeterydancegermany.com

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

BERSERK

Copyright © 2006 by Tim Lebbon
published in agreement with the author,
c/o BAROR INTERNATIONAL, INC.,
Armonk, New York, U.S.A.

EDWARD LEE

VORWORT

Tim Lebbon geht mir auf den Sack, und ich erzähl' euch sofort, warum, aber zuerst ...

Stellt euch das vor:

Ihr sitzt in einer Kneipe, trinkt allein ein Bier und kümmerst euch um euren eigenen Mist. Ihr seid kein Lauscher, könnt aber nicht anders, als die zwei Kerle am Nebentisch zu bemerken. Sie scheinen in Deckung zu gehen, während sie sich über ein finsternes, verborgenes Geheimnis austauschen, und ihre Gesichter wirken zutiefst verstört. Inmitten des Kneipentrubels könnt ihr nicht verstehen, was sie sagen, aber in ihren Augen liegt ein Blick, der verrät, dass etwas in ihnen zerbrochen ist ... Und etwas noch Schlimmeres. Dann, in einer sekundenlangen Pause, stößt einer von ihnen fünf Worte hervor, die ihr entschlüsseln könnt. Es sind diese Worte:

»Die haben Monster gefangen gehalten.«

So, meine Damen und Herren, beginnt man einen Roman. Auf der ersten Handvoll Seiten führt uns Mr. Lebbon ins Leben eines ganz normalen Mannes – in eine ganz normale Welt – und dann schleudert er uns mit einem Dropkick in die aufgerissenen Kiefer eines Schreckens, der uns die nächsten 89.000 Wörter nicht mehr loslässt. **BERSERK** ist ein Buch, das mich tierisch aufgeregt hat, aus zu vielen Gründen, als dass es irgendwas mit Sachlichkeit zu tun hätte. Hasst ihr es nicht auch, wenn euch zum Beispiel jemand fragt, ob ihr den neuesten Blockbuster im Kino gesehen habt, und dann in seinem Überschwang am Ende den ganzen Plot verrät? Ich schätze, in gewisser

Weise mache ich das selbst auch, wenn ich ein Vorwort für einen Roman schreibe, auf den ich echt abfahre. (Einmal, bei einer Einführung für eine Kurzgeschichtensammlung, sagte der Autor zu mir: »Wow, freut mich ja, dass dir das Buch gefallen hat, aber ... könntest du das ein bisschen kürzen? Du hast meine ganzen Überraschungen verraten.« Ups, tut mir leid.) Damit will ich sagen, dass ich mich bemühen werde, das hier nicht zu tun. Stattdessen werde ich mich darauf konzentrieren, warum mir Tim Lebbon auf den Sack geht.

Nach der Lektüre von Werken wie FACE und THE NATURE OF BALANCE von Lebbon stellte ich fest, dass ich Mr. Lebbon als einen Autor betrachte, den ich nur ungern lese, aus demselben Grund, aus dem ich Peter Straub, Jack Ketchum und Ramsey Campbell oft ungern lese (die zählen wohlgerne zu meinen bevorzugten Autoren, Campbell ist mein absoluter Liebling). Als Schriftsteller finde ich ihr handwerkliches Können, die ihnen eigenen Erzählkünste – ihr bloßes Talent – so überlegen, dass ich mir dumm, oberflächlich und zweitklassig vorkomme. Tatsächlich fühle ich mich durch ihre Arbeit manchmal wie ein untalentierte Penner. Wenn ich eines ihrer Bücher zuklappe, runzelt der Autor in mir vor depressiver Frustration oder sogar Wut die Stirn und ich denke: Warum zum Teufel mache ich mir überhaupt die Mühe? Der Leser in mir könnte hingegen nicht gefesselter sein, und der Leser ist das Einzige, worum es in diesem Geschäft geht. Deswegen hinterlassen meine Beweggründe das Gefühl, ich wäre egoistisch. Dieses Buch ist so gut, mache ich mir dann klar, es ist SO gut, dass ich am liebsten ein Loch in die Wand treten möchte.

Und jetzt – nachdem ich Mr. Lebbons BERSERK gelesen habe – habe ich einen gebrochenen Fuß.

Malt euch mal dieses Desaster aus: Unseren Protagonisten Tom quält der Tod seines Sohnes. Ein Manöverunfall, hat man ihm gesagt, auf einem Militärgelände. Aber hat die Erklärung einen üblen Beigeschmack? Hmm. Das Nächste, was er weiß, ist, dass er auf einem Feld ist, wie ein Irrer Löcher gräbt, und zack, fällt er mitten in ein Massengrab. Halb wahnsinnig überprüft er die Hundemarken jeder

Leiche, weil er einfach WEIß, dass eine davon die seines Sohnes ist. Hat er recht? Das erzähle ich euch nicht. Aber ich erzähle euch, dass Tom an diesem Tag auf mehr als eine Überraschung stößt, darunter mehrere kopflose Leichen, die mit Ketten zusammengebunden sind ...

Und um ALL DEM noch eins draufzusetzen, fährt Tom ein paar Stunden später mit der verwesenen Leiche eines kleinen Mädchens im Kofferraum davon.

Mitternächtlicher Grabraub, versteckte Leichenberge, ein Killer mit einer Berufung, der total verrückt ist? Hört sich nach MEINER Art von Buch an.

Für modernen Horror hat BERSERK eine erstaunliche Rezeptur und ist grausiger als alles, was ich in diesem Jahr gelesen habe. Aber es steckt viel mehr als nur Horror zwischen den vielen Schichten dieses explosiven Unterfangens. Akribie ist das Wort, das mir immer wieder in den Sinn kommt, wenn ich an Lebbon im Allgemeinen und BERSERK im Besonderen denke. In letzter Zeit gibt es da draußen eine Menge Horrorromane mit jeder Menge Leichenberge, eiskalten Mördern und nächtlichen Grabplünderungen. Aber ich glaube, BERSERK übertrifft die meisten von ihnen um Längen wegen der, ich sag's noch mal, Akribie. Lebbons Prosa und seine Bilderwelt leuchten so klar wie Zeichnungen im Eis, seine Figuren entwickeln sich so geschickt, dass man sie leicht mit Menschen verwechselt, die man kennt, und darüber hinaus – wie in vielen von Lebbons Werken – verschmilzt die reale Welt so überzeugend mit dem Grauen, dass man die Grenze dazwischen nur schwer erkennen kann. Um es in den nüchternsten Worten auszudrücken, die ich aufbieten kann: Dieses Buch tritt einem in den Arsch, und es hat MIR in den Arsch getreten. Super, dachte ich, nachdem ich die letzte Seite umgeblättert hatte, ein weiterer guter Grund für mich, das Handtuch zu werfen. Das hat mir gerade noch gefehlt.

Aus diesem Grund bin ich stinksauer auf Tim Lebbon, und aus diesem Grund gebe ich meine uneingeschränkte Empfehlung für

BERSERK ab. Es ist eine fantastische Geschichte – ein weiteres brillantes Werk eines durchweg überragenden Horrorautors.

Alles in allem freue ich mich also sehr auf Mr. Lebbons nächstes Buch. Allerdings bin ich NICHT scharf darauf, noch ein Loch in meine Wand zu treten.

Edward Lee
Bowie, Maryland
31. März 2005

BERSERK

›Tote erzählen keine Geschichten.«

Spruchwort

KAPITEL EINS

Zehn Jahre nach Stevens Tod hätte Tom nie gedacht, dass sein Sohn sein Leben noch einmal verändern würde.

Tom bewahrte jede kostbare Erinnerung an Steven, besonders an jene Augenblicke, die ihn so sehr berührt hatten, dass er glaubte, sie hätten seine Sicht der Dinge für immer gewandelt. Sein kleiner Sohn, der staunend auf den Himmel zeigte und sein erstes Wort hervorstieß: *Wolke!* Als er älter war und Radfahren lernte, ließ Tom los und Steven fiel erst runter, als ihm klar wurde, dass er allein fuhr. Mit dreizehn gewann er im Landesfinale eine Bronzemedaille im Schwimmen für seine Schule, und das Foto von der Verleihung zeigte einen Jungen an der Schwelle zum Mannesalter, sein Gesichtsausdruck überglücklich und doch distanziert, voll Selbstbewusstsein. Mit siebzehn trat Steven der Army bei, und mit neunzehn wurde er ins Fallschirmregiment aufgenommen. Das Foto, auf dem sein Sohn das rote Barett trug, hatte Tom immer noch zu Hause über dem Kamin hängen. Es machte ihn stolz. Es machte ihn traurig. Es war das letzte Bild, das er von Steven aufgenommen hatte, bevor er starb.

Tom saß da und starrte in ein halb leeres Glas, lauschte dem geschäftigen Treiben in dem Pub, der Feierabendbier und Essen servierte, fragte sich, ob er zu Jo nach Hause gehen oder noch auf einen letzten Drink bleiben sollte, und plötzlich kam ihm Steven in den Sinn. Das geschah häufig – er war ihr einziges Kind gewesen, und sein Verlust hatte ihnen einen Stich mit einer Klinge versetzt, die die Zeit ununterbrochen weiter umdrehte –, aber meistens dann, wenn Tom am wenigsten damit rechnete. Er blinzelte, bis die Tränen zu einem Schleier verschwammen, kippte seinen Drink und versuchte sich vorzustellen, wie Steven jetzt aussähe, wäre er noch am Leben. Nach

zehn Jahren beim Fallschirmregiment hätte er vermutlich Einsätze erlebt, entweder in Osteuropa oder am Golf. Wahrscheinlich wäre er verheiratet, er hatte die Mädchen schon immer gemocht, selbst als junger Bursche.

Vielleicht wäre Tom schon Großvater.

»Hallo, wo auch immer ihr seid«, murmelte er, als er aufstand und zur Bar ging. Er malte sich oft die Geister derer aus, die noch nicht geboren waren, Schatten ungeliebter Leben, und manchmal sehnte er sich danach, von seinen eigenen Enkelkindern heimgesucht zu werden.

»Noch mal dasselbe, Tom?«

Tom hatte das Glas in der festen Absicht auf den Tresen gestellt, nach Hause zu gehen, aber jetzt nickte er und reichte eine Handvoll Kleingeld hinüber. Als sein Glas nachgefüllt war, kehrte er an seinen Tisch zurück, doch zwei Männer hatten seinen Platz besetzt. Er spielte mit dem Gedanken, sie zu fragen, ob er sich dazusetzen durfte, aber die Vorstellung, mit Fremden ins Gespräch zu kommen, reizte ihn im Moment nicht. Nicht wenn die Erinnerung an Steven noch so frisch war.

Inzwischen sind es fast zehn Jahre. Er setzte sich in der Nähe seines ursprünglichen Tisches auf einen Fensterplatz und nippte an seinem Glas. *Zehn Jahre, seit er gestorben ist. Jo hat sich in dieser Zeit so verändert. Eine bezaubernde junge Mutter, ins mittlere Alter gekommen, unfruchtbar in allem außer ihren bedeutungslosen Hobbys. Und ich liebe sie trotzdem.* Er trank noch einmal, schloss die Augen, drohte in Tränen auszubrechen. Sie liebte ihn auch. Es war stark, das Band zwischen ihnen, und leidenschaftlich, vielleicht die einzige positive Auswirkung von Stevens Tod.

Er fragte sich, wie sehr er sich verändert hatte.

Die beiden Männer unterhielten sich leise, dennoch kam Tom nicht umhin, Teile ihres Gesprächs mitzuhören. Er war noch nie einer von denen gewesen, die Hintergrundgeräusche ausblenden konnten, und selbst wenn er gar kein Interesse an dem hatte, was geredet wurde, fanden die Worte trotzdem ihren Weg zu ihm.

Die Männer sprachen über ihre Zeit bei der Army. Sie sahen aus, als wären sie um die dreißig. In Stevens Alter, hätte er noch gelebt.

Tom trank noch einen Schluck Bier, allmählich bereute er dieses dritte Glas. Jo wusste, dass er jeden Freitag auf dem Heimweg auf ein Bier anhielt. Was sie nicht wusste, war, dass er dabei stets für sich blieb. Er hatte ihr vorgeflunkert, dass ein paar Kollegen aus dem Büro mitgingen, und diese kleine Notlüge belastete ihn nicht sonderlich. Es gab keinen Grund, sie etwas anderes glauben zu lassen. Sie hätte sich nur Sorgen gemacht. Und für Tom waren es nur zwei Bier, in Ruhe, während dieser Zeit konnte er über die vergangene Woche sinnieren und sich Gedanken über das Wochenende machen, das vor ihm lag. Manchmal plauderte er mit dem Paar, dem der Pub gehörte, und gelegentlich kam er mit einem oder zwei der Stammgäste ins Gespräch. Meistens allerdings gehörte diese Zeit ihm allein. Dann konnte er wirklich darüber nachdenken, ob er sich selbst mochte oder nicht. Normalerweise hagelten die Antworten auf ihn ein, und deshalb war er oft nach ein paar Drinks wieder daheim, um einmal mehr in das Leben mit seiner Frau einzutauchen. Seine Gedanken zu unterdrücken. Das schmerzliche Gefühl zu begraben, er hätte viel, viel mehr aus einem Leben machen müssen, in dem Stevens Tod solche Wunden hinterlassen hatte.

»... nie geahnt, worum es dabei ging«, sagte einer der Männer. Der andere nickte vielsagend und trank von seinem Bier. Kurzzeitig fiel sein Blick auf Tom, dann schaute er weg.

»Tja, wenn er nicht gewusst hat, was sie da trieben, hat er es verdient.«

Bemüht, mehr von der Unterhaltung mitzuhören, drehte sich Tom zur Seite, aber da gewann jemand am Spielautomaten den Jackpot. Dreißig Sekunden lang überflutete das feierliche Klappern seines ausgeworfenen Gewinns die Bar und danach saßen die Männer wieder schweigend da.

Tom schaute sich im Pub um und spürte, wie eine wohlbekannt Unruhe einsetzte. Er verbrachte hier nur zwei Stunden die Woche,

und doch erschien er ihm manchmal vertrauter als sein eigenes Wohnzimmer. Vielleicht war hier der einzige Ort, an dem er sich je wirklich entspannte. Seufzend schloss er die Augen, und als er sie wieder öffnete, sagte jemand: »Porton Down.«

Er sah zu den beiden Männern. Sie kauerten über ihren Getränken, dicht zueinander gebeugt, aber ihre Blicke begegneten sich nicht. Einer starrte in sein Bierglas, der andere hatte einen faszinierenden Fussel an seinem Jackenärmel entdeckt.

Porton Down! Das ist auf der Salisbury Plain, wo ... Wo Steven getötet wurde. Ein »Trainingsunfall«, hatten sie Tom mitgeteilt. Auf sein Drängen hin gaben sie ihm ein paar weitere Details, und er hatte sich immer gewünscht, er hätte nicht gefragt. Dennoch ... Da war jener allgegenwärtige Zweifel. »Vertuschung«, hatte Toms Vater auf der Beerdigung gemurmelt, aber da war er schon lange an Alzheimer erkrankt gewesen und Tom verfolgte die Sache nicht weiter.

Dann trat einer jener seltenen Momente der Stille ein, die Bars heimsuchen und darauf warten, sich zu manifestieren, eine flüchtige Sekunde oder zwei, wenn Unterhaltungen gleichzeitig ins Stocken geraten, der Spielautomat zwischen den Runden verstummt, das Thekenpersonal eine Trinkpause macht oder ein Fass wechseln geht und die Jukebox für einen Moment zwischen den Songs ruhig ist. Und in diese Stille – immer noch so leise, dass vermutlich nur Tom es hören konnte, flüsterte einer der Männer: »Die haben Monster gefangen gehalten.«

Später würde Tom einige Zeit damit verbringen, über Vorsehung nachzugrübeln und darüber, welchem grausamen Schicksal es beliebt hatte, dass er jene fünf geflüsterten Worte hören sollte. Wäre er nach seinem zweiten Bier nach Hause gefahren, hätte er sie nie vernommen, und das Leben wäre weitergegangen und vielleicht wären er und Jo zusammen alt geworden, hätte ihre Liebe ihr Bestes getan, die Leere zu füllen, in der Steven und seine Familie hätten sein können.

Doch in dem Moment, als er das dachte, kannte er die Monster bereits, von denen der Mann gesprochen hatte. Und angesichts ihrer Bösartigkeit war Reue völlig fehl am Platz.

»Entschuldigen Sie!«

Tom hatte beobachtet, wie die Männer ihr Bier austranken und den Pub verließen, sich verstohlen umschaute, als hinge ihre letzte Bemerkung für jeden hörbar in der Luft. Und es war der Blick in ihren Augen – erschrocken, vorsichtig –, der ihn dazu brachte, sein ungeleertes Glas abzustellen und ihnen nach draußen zu folgen.

»Entschuldigen Sie!«

Die beiden gingen schnell, und er musste joggen, um sie einzuholen.

»Entschuldigen Sie, meine Herren. Hey!«

Sie blieben stehen und drehten sich um. Keiner von ihnen sah sonderlich freundlich aus. Aus dieser Nähe wurde Tom erst klar, wie groß die beiden waren. Er vermutete, dass sie nicht mehr in der Army waren; einer hatte lange Haare, der andere trug einen Bierbauch zur Schau, der von Lethargie und mangelndem Training zeugte.

Schwer atmend kam Tom zum Stehen und überlegte, was zur Hölle er sie fragen würde.

»Können wir dir helfen?«, erkundigte sich Langhaar.

»Ja«, sagte Tom und sah vom einen zum anderen. Bierbauch wirkte nur abweisend, nicht aggressiv, daher konzentrierte er sich auf ihn. »Ich konnte nicht umhin, manches von dem mitzuhören, was ihr dadrin gesagt ...«

»Hast du uns belauscht?«, fragte Langhaar.

»Nein«, wehrte Tom ab. »Aber ich habe gehört, wie ihr Porton Down erwähnt habt. Mein Sohn wurde vor zehn Jahren auf der Salisbury Plain getötet, und ich hab' mich einfach gefragt ...« *Von ihrer »Monster«-Bemerkung sag' ich nichts, dachte Tom. Genau das hat sie vertrieben, der Gedanke, jemand könnte dieses Wort gehört haben. Monster.*

»Tut mir leid, das zu hören«, murmelte Bierbauch, aber es klang gleichgültig.

»Ich dachte bloß, wenn ihr in Porton Down wart, vielleicht ...«

»Wir waren nicht dort«, fiel ihm Langhaar ins Wort. »Da musst du uns falsch verstanden haben.«

»Wie lange ist das her, hast du gesagt? Dass er getötet wurde?«, fragte Bierbauch.

»Lass es!«, unterbrach ihn sein Freund, doch Tom beeilte sich, zu antworten.

»Nächsten Monat sind es zehn Jahre.«

Bierbauchs Augen weiteten sich kaum merklich, er nahm die Hände aus den Hosentaschen und richtete sich auf.

Langhaar schaute von seinem Freund zu Tom und wieder zurück. »Ich sagte, lass es!« Er packte ihn an der Jacke und schubste ihn gegen die Mauer, nicht fest, aber die Geste hatte beileibe nichts Freundschaftliches an sich. Sein Atem stank nach Angst. So etwas hatte Tom noch nie gerochen, aber er wusste genau, was es war. Dieser Mann war in Panik. »Wir waren nur einen trinken«, sagte er. »Wir mögen es nicht, wenn Leute unsere Gespräche belauschen, und wir wollen nicht mit Sachen belästigt werden, über die wir nichts wissen.«

»Also wart ihr nie dort?«, hakte Tom nach und behielt Bierbauch im Auge. Der Dicke runzelte die Stirn und weigerte sich, seinem Blick zu begegnen.

»Wo?«, meinte Langhaar. »Und selbst wenn, hat dir dein Sohn nichts vom Gesetz über die Wahrung von Staatsgeheimnissen erzählt? Jetzt verpiss dich, bevor ich sauer werde.« Er ließ Tom los und wich händeringend zurück, als wäre es ihm peinlich, dass er seine Aggression offen gezeigt hatte.

»Wenn du nicht schon sauer wärst, würde ich dich äußerst ungerne verärgern«, antwortete Tom. Aber Langhaar wandte weder den Blick ab noch entschuldigte er sich. Er starrte ihn nur an, und bald war Tom genervt genug, um einen Rückzieher zu machen.

»Okay, ich muss da was missverstanden haben«, gab er zu. »Tut mir leid. Ich dachte, ich hätte euch über Monster reden hören.«

Bierbauch drehte sich um und ging. Langhaar schüttelte grinsend den Kopf. »Zu viel Bier, alter Mann«, sagte er. Dann wandte auch er sich ab und die beiden Männer ließen Tom vor dem Pub stehen. Keiner von ihnen sah sich noch einmal um.

Zu viel Bier, alter Mann. Und jede Minute seines Heimwegs fragte sich Tom, wie viel Wahres wohl in dieser Aussage lag.

»Inzwischen sind es fast zehn Jahre«, sagte Jo am folgenden Montagmorgen beim Frühstück.

Tom nickte. Er hatte eben seine Cornflakes aufgegessen, und seine Gedanken kehrten immer wieder zu den zwei Männern vor dem Pub zurück. Einer von ihnen aggressiv, der andere schweigsam, aber beiden war unangenehm bewusst gewesen, wonach er sie gefragt hatte. Er hatte nicht halluziniert und er hatte sich ihre Bemerkungen im Pub nicht eingebildet. Die spürbare Angst in ihrer Reaktion machte ihre Verleugnung lächerlich.

»Findest du, wir sollten den Anlass irgendwie begehen?«, fragte sie.
»Wie denn?«

Achselzuckend zwirbelte sie eine Haarsträhne. Das hatte sie schon immer getan, wenn sie angestrengt über etwas nachdachte, und Tom liebte es. Es schenkte ihm einen flüchtigen Blick auf die temperamentvolle Frau, die er gekannt hatte, bevor ihnen ihr Leben um die Ohren geflogen war.

»Vielleicht könnten wir die Plain noch mal besuchen.«

Seit Stevens Tod waren sie einmal zur Salisbury Plain gefahren, am ersten Jahrestag. Damals war sie immer noch ein Militärschießplatz gewesen und sie hatten es nicht mal in die Nähe der Stelle geschafft, an der der Unfall passiert war. Sie mussten ihn sich aus der Ferne vorstellen: den Tornado der Royal Air Force im Sturzflug über den

Hügeln, wie er die Luft-Boden-Rakete freisetzte, wie der Pilot hochzog, als er seinen Fehler bemerkte. *Er glaubte auf ein Zielfahrzeug zu feuern*, hatte man ihnen erzählt, *nicht auf einen echten Truppentransporter*. Steven war einer der fünfzehn getöteten Männer gewesen. Sie wurden ihren Familien in versiegelten Särgen zurückgeschickt, mit ausgebreiteten Union Jacks darüber, eine jährliche »Renten«-Zahlung für die Angehörigen und keine wirklichen Antworten. *Ein Unfall*, teilte man ihnen mit. *Es war ein Unfall*.

»Könnten wir«, stimmte Tom zu, »wenn du das wirklich willst.«

Jo zuckte die Achseln. »Ich bin mir nicht sicher, was ich will.«

»Ich würde gern hinfahren«, sagte Tom mit einem Nicken. Das Gerede der Männer im Pub hatte eine tief verwurzelte Skepsis hinsichtlich dessen, was man ihnen über den Tod ihres Sohnes berichtet hatte, neu entfacht. Sosehr Tom auch erkannte, dass es lächerlich war, beides in Verbindung zu bringen – die merkwürdige Unterhaltung der Männer konnte nichts mit Steven zu tun haben, nicht nach so langer Zeit –, immer war da dieser Zweifel in seinem Verstand, der sein Spiel mit ihm trieb. Jede winzige Erwähnung von Militärunfällen, Verwechslungen, Beschuss durch eigene Truppen brachte seine Gedanken stets aufs Neue zum Rotieren, dazu, die wenigen Fakten, die man ihnen gegeben hatte, zu verdrehen und ganz neue Wahrheiten zu schaffen, um die klaffenden Lücken zu füllen.

Die Untersuchung hatte lange gedauert. Die Medien hatten ausführlich darüber berichtet, und nach dem »Unfall«-Urteil hatten Zeitungen Interviews mit Angehörigen und Interessenverbänden veröffentlicht. Es hatte mehrere Fernsehsendungen über den Vorfall gegeben, und zwei Enthüllungsjournalisten hatten ein Jahr mit dem Versuch zugebracht, die »echte Wahrheit« ans Licht zu bringen. Selbstzufrieden und siegreich waren sie mit dem zurückgekehrt, was sie entdeckt hatten: ein paar obskure Fakten über die Politik der Ausbildung an scharfen Waffen und einen Keller voller Leichen, die mit den sexuellen Vorlieben des Untersuchungsvorsitzenden zusammenhingen. Aber nichts Konkretes. Nach einem Jahr, in dem ihnen

Stevens Tod tagtäglich vor Augen stand, wussten Tom und Jo wenig mehr als an dem Tag, an dem er gestorben war.

Tom hatte kein Vertrauen in die Untersuchungsergebnisse, und noch weniger in die Zeitungen und Fernsehsendungen, die sie benutzten, um ihre Verkaufszahlen und Quoten hochzutreiben. Er hatte nicht den geringsten Zweifel, dass die Story, die man ihnen erzählte, himmelweit von der Wahrheit entfernt war, aber durch das Scheinwerferlicht, in dem die Untersuchung stattgefunden hatte, wiegten sich viele Menschen in dem Glauben, die wahre Geschichte wäre voll und ganz aufgedeckt worden. Was am Ende jenes langen, schmerzhaften Jahres tatsächlich enthüllt wurde, war eine weitere verzerrte Version desselben Berichts. Weitere Namen, denen man die Schuld gab, Vorschriften, die geändert werden mussten, Köpfe, die rollten, zahllose Entschuldigungen, die vor hungrigen Kameras ausgesprochen wurden, und eine Öffentlichkeit, die so daran gewöhnt war, getäuscht zu werden, dass sie das selbstzufriedene Grinsen der Betrüger gar nicht mehr erkannte.

Vertuschung, hatte Toms Vater auf der Beerdigung geflüstert.

Die ganze Zeit war Tom wütend gewesen, aber die Wut war mit einer derart überwältigenden Trauer vermischt, dass er sich selbst kaum wiedererkannt hatte. In diesem Jahr lebte er als Fremder in seinem eigenen Körper, existierte bloß, um die Erinnerungen an seinen einzigen Sohn zuzulassen. Er rief sich viele Ereignisse ins Gedächtnis, über die er seit Jahren nicht mehr nachgedacht hatte, willkürliche Momente, als suchte sein Verstand nach Resten von Steven. Überall, wo er hinschaute, sah er seinen Sohn Dreirad fahren, einen Football kicken, mit siebzehn das Elternhaus verlassen, um in die Army einzutreten. Damals kam ein Punkt, an dem Tom sich wünschte, wenigstens ein Tag möge ohne Erinnerungen vergehen, doch das waren die Tage, an denen ihn der Verlust am härtesten traf. Seine Wut, so mächtig und tiefgreifend, war ebenso nutzlos. Damit würde er nichts erreichen. Und er begriff, dass das Wichtigste bei all dem war, dass er und Jo füreinander da waren.

Er hatte nie vergessen, geschweige denn vergeben, aber in gewisser

Weise hatte er aufgegeben, nahm er an. Und schließlich ging das Leben weiter.

Die haben Monster gefangen gehalten.

»Doch«, wiederholte er. »Ich würde gern hinfahren. Ich glaube, das täte uns gut.« Jo senkte den Kopf und starrte in ihre Tasse. »Jo? Alles in Ordnung?«

Sie nickte, schaute mit traurigen Augen zu ihm auf. Sie weinte nur noch selten. Irgendwie war dieser klägliche Blick noch schlimmer. »Mir geht's gut«, sagte sie. »Es ist nur ein Jahrestag. Im Grunde auch nicht anders als jeder andere.«

»Nein, nicht anders.«

»Ich denke sowieso jeden Tag an ihn. Nur ...« Sie verstummte, schüttelte den Kopf.

»Sollten wir den Anlass würdigen«, ergänzte Tom.

»Ja.« Jo sah ihn an und lächelte. »Es ist wie ein Geburtstag, bloß dass das Stevens Todestag ist. Ist das krank, Tom? Werden uns die Leute für seltsam halten?«

Tom griff über den Tisch hinweg nach ihrer Hand und spürte die Klebrigkeit von Butter und Marmelade zwischen ihren Fingern. »Glaubst du, ich gebe einen feuchten Furz drauf, was die Leute denken?«, fragte er.

Jo lachte. Er mochte diesen Klang. Er erinnerte ihn daran, dass sie immer noch ein gemeinsames Leben hatten, und daran *musste* er manchmal erinnert werden.

»Ich fahre zur Arbeit«, sagte er. »In der Mittagspause schaue ich mal im Internet, ob ich irgendwo in der Nähe ein nettes Ferienhäuschen für uns finde.«

»Nur übers Wochenende, denke ich«, meinte Jo. »Länger wär's vielleicht nicht so schön.«

»Nur übers Wochenende«, stimmte Tom zu. Er stand auf und küsste seine Frau, umarmte sie, kitzelte sie am Ohr und wich zurück, als sie zielte, um ihm einen Klaps auf den Arm zu geben. »Bis später. Ich liebe dich.«

»Ich dich auch«, sagte sie, schon im Aufstehen, um sich für die Arbeit fertig zu machen. »Heute Abend komme ich ein bisschen später nach Hause. Ich muss diesen Entwurf noch vor Ende der Woche fertigstellen.«

»Ich mache Tee«, antwortete Tom. Er lächelte, und als Jo zurücklächelte, sah er den wahren, traurigen Abgrund in ihr, den kein Geplänkel oder Schauspiel je verbergen konnte.

In jener Mittagspause buchte Tom vom Büro aus ein Ferienhaus am Rande der Salisbury Plain für das zweite Oktoberwochenende. Es war ein abgeschiedener Ort, außerhalb eines kleinen Dorfes gelegen, ein altes Landhaus mit zwei Schlafzimmern, einer Toilette im Erdgeschoss, einem offenen Kamin und einem Eiskeller unter der Küche, wo die Bewohner einst ihr Fleisch und andere leicht verderbliche Lebensmittel gelagert hatten. Zum nächstgelegenen Pub und Restaurant brauchte man zu Fuß zehn Minuten, und die Fahrt zu den militärischen Sperrgebieten der Salisbury Plain dauerte eine halbe Stunde. Wenn Stevens Geist in der Plain herumspukete, würden Tom und Jo in Rufweite sein.

Tom machte sich häufig Gedanken über Geister. *Steven ist immer bei uns*, sagte Jo, doch damit meinte sie als Erinnerung die Realität von ihm, die dadurch erhalten blieb, dass sie seine Existenz nie verlassen ließen. Aber wenn sie tot und begraben waren, was dann? Würde ihr Sohn nichts weiter als eine Nummer in einem Bericht der Army werden, ein Foto, ein gelegentlicher Gedanke seiner Freunde, die überlebt hatten? Und danach ... nichts. Wie konnte jemand so Lebendiges so plötzlich so tot sein? Tom hasste diese Denkweise, und doch war sein Verstand schon immer anfällig dafür gewesen, die eher esoterischen Bereiche des Lebens zu erforschen, und Stevens Tod verstärkte das noch, statt es zu dämpfen. In manchen Nächten, wenn er neben Jo auf dem Sofa einnickte, wanderte er durch die Moore, trieb

über jene dunklen Hektar von Farn und Gras, sprang über Marschland, durchquerte hier und da kleine Wälder, in denen Tiere lebten, Jahr um Jahr, ohne je einem Menschen zu begegnen. Und ab und zu, in den finstersten Augenblicken, sah er Steven die Ebene durchstreifen, verwirrt von seinem plötzlichen Tod, weinend ... nach seiner Mutter und seinem Vater schreiend ... weil er viel zu jung war, um zu sterben.

Dann öffnete Tom die Augen, starrte die vier vertrauten Wände seines Zuhauses an und verzweifelte an dem kurzen, aber starken Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das stets darauf folgte.

Es war ein schlimmer Nachmittag. Er saß an seinem Schreibtisch und stierte aus dem Fenster, ordnete gelegentlich Unterlagen oder öffnete ein paar neue Dateien auf seinem Computer, um wenigstens sich selbst einzureden, er würde arbeiten. Steven war da, wie immer, aber auch die gewaltige Kluft aus Leere und Reue, die Tom komplett zu verschlucken drohte; Reue über ein hinter einem Schreibtisch verschwendetes Leben, darüber, zuzusehen, wie seine Ambitionen und sein Tatendrang unter einem Ansturm von nine to five vermoderten; und die Leere in seinem eigenen Geist, wo einst so hochfliegende Ziele gewohnt hatten. Er hatte seine Arbeit immer als Mittel zum Zweck betrachtet, jenen Zweck aber nie auch nur annähernd erreicht. Fünf Tage saß er jede Woche an seinem Schreibtisch, brütete über Zahlen und bezahlte seine Hypothek, ewig der Musikkarriere nachtrauernd, die ihm stets versagt blieb. So viele Gelegenheiten ergriffen und hinweggefegt, so viele Abmachungen am Pech oder seiner eigenen Dummheit gescheitert. Die Tatsache, dass er seit dem Tod seines Sohnes kaum eine Note gespielt hatte, trug auch nicht gerade dazu bei, seine Trauer zu lindern.

In ihrem dritten Schlafzimmer standen Toms Instrumente auf ihren Ständern, Denkmäler verlorener Träume. Einst waren sie das Mittel gewesen, mit dem er gehofft hatte, sich einen Namen in der Welt zu machen, doch jetzt nahmen sie bloß noch Platz weg und setzten Staub an, alles Potenzial längst im Nichts verhallt. Diese Mauern hatten

wunderbare Musik gehört, aber sie gaben nichts zurück. Manchmal stand er in jenem Zimmer und fragte sich, ob er überhaupt irgendetwas verändert hatte. Hatte ein Vogel ihn spielen gehört und seinen Kurs geändert? Hatte sich die molekulare Zusammensetzung des Hauses durch die Vibration seines Basses, die süßen Serenaden seiner Gitarre fast unmerklich gewandelt? Gab es irgendwo auf der Welt einen Beweis für das Talent, das er vergeudet hatte?

Manchmal glaubte er, der Geist seiner Musik wanderte mit der verlorenen Seele seines einzigen Sohnes über die Ebene.

Heute allerdings, während der herbstliche Sonnenschein sterbendes Laub zu etwas Schönerem machte, beschäftigte ihn etwas anderes. Jener Zweifel, der sich aus seinem ruhelosen Grab erhoben hatte. Und die alte Wut über die Lügen, die ihnen erzählt worden waren, immer noch mit Trauer vermischt, aber nicht mehr durch deren Intensität unterdrückt.

Als der Nachmittag vorbei war, hatte Tom das Bedürfnis, etwas Produktives zu tun. Er verließ seinen Arbeitsplatz früh und ging zum Pub, klammerte sich wider besseres Wissen an die Hoffnung, obwohl ihm klar war, wie töricht und naiv er war. Und dennoch war er nicht übermäßig überrascht, Bierbauch am selben Tisch sitzen zu sehen, den er am vorangegangenen Freitag mit seinem Freund geteilt hatte, allein diesmal, nachdenklich und ängstlich.

»Darf ich dir einen ausgeben?«

»Ach du Scheiße, ich hätte nicht gedacht, dass du hier bist!« Mit aufgerissenen Augen sprang Bierbauch von seinem Stuhl auf. Er schaute zur Tür, als suchte er nach einem Fluchtweg.

»Aber du bist trotzdem hergekommen?«

Der Dicke zuckte die Achseln. Er atmete schnell, die Augen abgewandt, vielleicht ging er im Kopf durch, was er sagen sollte.

»Schuldgefühle sind eine seltsame Sache, was?«

»Hör zu, komm mir nicht auf die Tour«, sagte der Mann leise und starrte Tom ein paar Sekunden an, ehe er wieder wegschaute.

»Tut mir leid, ehrlich«, entgegnete Tom kopfschüttelnd und meinte es ernst. Er streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin Tom Roberts.«

Bierbauch schüttelte ihm die Hand; er hatte verschwitzte Handflächen, aber einen festen Griff. »Nathan King.« Er setzte sich wieder.

»Freut mich, dich kennenzulernen.«

King schien diese Ansicht nicht zu teilen, und Tom begriff, dass hier wahrscheinlich der allerletzte Ort war, an dem er gerade sein wollte. Sein ganzes Verhalten – der unstete Blick, die trommelnden Finger, das häufige Nippen an seinem Glas – vermittelte Nervosität und Unbehagen.

»Ich hol' dir einen Nachschlag«, meinte Tom. An der Bar brauchte er ein paar Augenblicke, um sich zu fassen, und unvermittelt überkam ihn ein kaltes, unerklärliches Grauen. *Womöglich finde ich jetzt etwas Schreckliches heraus*, dachte er. *Etwas, von dem ich zehn Jahre lang nichts wusste, und etwas, das ich vielleicht am besten nie erfahre. Nichts bringt Steven zurück. Wir haben ein Leben, Jo und ich. Wir verdienen es, in Frieden zu leben.* Er bezahlte die Getränke und trug sie an den Tisch zurück, und die Stimme tiefer in seinem Inneren meldete sich zu Wort, jene, die sich gelegentlich erhob, um hinter den Blödsinn zu blicken. *Die Wahrheit verdient eine Chance*, sagte sie.

Tom setzte sich Nathan King gegenüber und machte sich darauf gefasst, dass sein Leben ein weiteres Mal umgekrempelt wurde.

Es dauerte mehrere Minuten, bis King anfang zu reden.

Schweigend saßen die beiden Männer da, ließen das Leben im Rascheln von Jacken und Schwaden von feierabendlichen Körpergerüchen an sich vorbeiziehen. Tom sah zu, wie die Barfrau ihre Trinkgelder in ein Glas hinter dem Tresen warf, jeden Gast anlächelte und sie alle glauben ließ, sie wären etwas Besonderes. Er hörte den

nichtssagenden Schlager, der aus der Jukebox säuselte. Er roch das säuerliche, penetrante Aroma von fettigen Burgern und Pommes, die in der Küche brutzelten, ein Rauchsleier vernebelte dieses Ende des großen Raums. In einer Ecke saß ein älteres Ehepaar, ohne miteinander zu sprechen, die Berührung ihrer Arme war Kommunikation genug. Der Mann trank Stout, die Frau Wein, und Tom fragte sich, wie viele Kinder und Enkelkinder sie hatten. Leute zündeten sich Zigaretten an, lachten, husteten, tranken, starrten, und keiner davon war sich der Spannung zwischen ihm und King bewusst.

Schließlich leerte King das Bier, das Tom ihm ausgegeben hatte, stellte das Glas behutsam auf den Tisch, lehnte sich zurück und seufzte. »Ich hab' deinen Sohn nicht gekannt«, sagte er.

Tom runzelte mit fragender Miene die Stirn.

»Aber auch wenn ich ihm nie begegnet bin, bin ich nicht hier, um deine Zeit zu verschwenden. Du musst nichts über mich wissen, aber damit ich entscheiden kann, ob dir das, was ich weiß, von Nutzen ist, muss *ich* etwas über *dich* erfahren. Und über deinen Sohn. Und darüber, wie er getötet wurde.«

Tom lehnte sich auf seinem Stuhl zurück; nun, da Nathan das Gespräch begonnen hatte, fühlte er sich auf sonderbare Weise befreit. *Vielleicht werde ich Dinge hören, die ich nicht wirklich hören will*, überlegte er, *und vielleicht werden sie mein Leben verändern. Aber wenn es so ist, dann ist es gut so.*

»Ich hatte immer den Verdacht, dass die Story gelogen war, die uns die Army erzählt hat«, gestand Tom und lauerte auf irgendeine Reaktion von King. Es kam keine – sein Gesicht war wie versteinert – und Tom wurde klar, dass er die ganze Geschichte erfahren wollte. Was auch immer King zu enthüllen hatte, erforderte zumindest das.

Also fuhr er fort, und es war das erste Mal seit Jahren, dass er so detailliert über den Tod seines Sohnes sprach.

»Es hieß, er sei bei einem Übungsmanöver auf der Salisbury Plain gewesen, an dem die Army und die Royal Air Force beteiligt waren. Es war Stevens erstes größeres Manöver seit seinem Eintritt, und er hat uns erzählt, wie sehr er sich darauf freute. Wer würde das nicht? Im Grunde war er noch ein Kind, und echte Kriegsspiele zu veranstalten war höllisch aufregend für ihn. Er ahnte nicht, welche Folgen das haben würde, außer dass er drei Wochen auf der Plain verbringen musste, obwohl er sagte, er werde in der Zeit nicht erreichbar sein. Er sagte, wir sollten uns keine Sorgen machen. Natürlich tat er das. Er war zwanzig, unverwüstlich, und wir waren diejenigen, die sich des Todes bewusster geworden waren, während die Zeit dahinkroch. So geht es einem, wenn man Kinder hat. Er träumte vom Fallschirmsprung, vom Marsch durch die Moore, der Kameradschaft, dem Triumph, ihr Tagesziel zu erreichen, dem Rauch und dem Lärm und der aufregenden Gewissheit, dass es dort nichts *Echtes* gab, das ihnen Schaden zufügen konnte. Wir dachten an versagende Fallschirme, Panzer, die in den Sümpfen versanken, scharfe Patronen, wo Platzpatronen benutzt werden sollten ... Wir leisteten unseren elterlichen Beitrag, jeden Tag, den er fort war. Aber trotzdem freute ich mich riesig für Steven. Er verwirklichte ein Ziel, das er sich gesteckt hatte, noch bevor er ein Teenager gewesen war. Baute sich ein Leben auf. Das habe ich nie wirklich geschafft, obwohl ich es versuchte, und die Tatsache, dass meinem Sohn gelang ... Ich glaube, ich habe durch ihn gelebt. Seinen Erfolg ausgekostet, mich an der Freude geweidet, die er empfand, weil das etwas war, das ich selbst selten erlebt hatte.«

Tom trank einen Schluck Bier, musterte die Leute an der Bar, die ihm samt und sonders nichts bedeuteten, und der Raum zog sich zusammen. Er und King hätten überall sitzen können. »Verstehst du, was ich damit sagen will, Nathan? Wie sehr ich meinen Sohn geliebt habe? Ich liebte ihn so sehr, dass ich durch ihn leben konnte, und trotzdem gab es kein Fünkchen Eifersucht in mir. Ich habe ihn wirklich sehr geliebt.« Er brach ab, schluckte hart und wartete darauf, dass sich seine brennenden Augen klärten.

»Meine Eltern interessierte nicht, was ich tat, solange ich bloß zu Hause auszog«, murmelte King. »Du musst ein guter Vater gewesen sein.«

»Ich hoffe, Steven hat das auch gedacht.« Tom nickte. »Ich hoffe es. Jedenfalls ... das Manöver. Das waren drei lange Wochen für meine Frau und mich. Uns war bewusst, dass er gesagt hatte, er werde nicht erreichbar sein, aber trotzdem warteten wir darauf, dass das Telefon klingelte oder jemand an der Tür klopfte. Es ist verrückt, aber man hört nie auf, sich um seine Kinder Sorgen zu machen, selbst wenn sie erwachsen sind. Irgendwie betrachtet man sie immer als Kinder. Weißt du, was ich meine? Hast du Kinder?« Tom kannte die Antwort schon, als er die Frage stellte, und Nathan schüttelte den Kopf.

»Hab' noch nicht die richtige Frau gefunden«, meinte King.

»Na, dann viel Glück. Steven hat mit seiner Freundin Schluss gemacht, als er sich freiwillig gemeldet hat, und soweit ich weiß, gab es in den letzten Jahren seines Lebens nichts Ernstes mehr. Ich schätze, er hat sich ausgetobt, ein Mann in Uniform, der die Aufmerksamkeit genoss. Noch was, das ich nie getan habe ... Hatte nie mehrere Eisen im Feuer. Klingt verrückt, aber das ist auch so was, bei dem ich froh bin, dass er es tat. Er hatte Spaß.«

»Also, was ist passiert?«, fragte King, ein Hauch von Ungeduld stahl sich in seine Stimme.

»Der Unfall.« Tom trank sein Bier aus. Durch den Boden seines Glases wirkte die Bar noch weiter entfernt, als könnte er die Augen schließen und sich nach Hause wünschen. »Sie haben abgewartet, bis das Manöver vorbei war, bevor sie es uns sagten. Anscheinend ist es während der zweiten Woche passiert, aber sie haben noch eine Woche gewartet, bis sie uns anriefen, und bis dahin ... bis dahin war seine Leiche schon auf dem Weg zu uns. So verflucht kalt, verstehst du? Eiskalt. Sogar die Stimme des Offiziers am Telefon war hart, egal wie sehr er versuchte, Anteilnahme zu zeigen.«

»Wahrscheinlich hatte er Angst«, warf King ein.

»Angst, es uns zu sagen?«

King wandte den Blick ab und zuckte die Achseln. »Erzähl weiter.«

»Sie sagten, Steven habe in einem gepanzerten Truppentransporter gegessen, der allein auf der Ebene unterwegs war. Einschließlich des Fahrers waren fünfzehn Mann dadrin, und sie hatten gerade neben einer Baumgruppe angehalten, als ein Tornado eine Rakete auf sie abfeuerte. Der Pilot dachte, sie wären eins der Ziele, die auf der Plain aufgebaut waren, damit die Royal Air Force Bombenangriffe trainieren konnte. Sie haben sie alle umgebracht, alle fünfzehn Mann. Und das war's, mehr haben sie uns nicht gesagt. Abgesehen von Entschuldigungen. Als ob eine Entschuldigung jemals etwas nützt!« Tom griff nach seinem Glas, stellte fest, dass es leer war, und als er zu King hinübersah, drückte er heftig zu, spürte das Knacken, als unter seinen Fingern ein Sprung entstand. »Was ist denn?«

King war blass geworden und starrte auf seine Hände, die in seinem Schoß lagen. Auf seiner Oberlippe standen Schweißstropfen. Als er aufschaute, glaubte Tom, er würde gehen.

»Was?«, fragte Tom noch einmal.

»Ich werd' mir noch was zu trinken holen, Tom«, murmelte er, und als er sein Glas nahm, zitterte seine Hand.

Während der paar Minuten, die King weg war, lief Toms Verstand Amok, versuchte sich auszumalen, wo er sein könnte und welche Geheimnisse er zu offenbaren hatte. War er ein Überlebender? Wusste er, dass man Lügen erzählt hatte, und wenn ja, welche? War er der Pilot, der die Rakete abgefeuert hatte? Wer, was, wann, wo ...?

Tom schloss die Augen und versuchte sich zu beruhigen, sich für die Enthüllung zu wappnen, die da auch immer kommen mochte. *Ich werde Jo nichts davon sagen*, beschloss er, selbst von seiner Überzeugung überrascht. *Wenn sich dadurch nichts ändert, sage ich es ihr nicht. Sie hat schon genug gelitten.*

King stellte ihm ein frisches Bier hin, setzte sich und beugte sich vor, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Er haspelte seine Worte herunter, als hätte er Angst, sie würden ihm im Hals stecken bleiben. »Dein Sohn ist nicht bei diesem Unfall gestorben, Tom. Das ist nie

passiert. Fünfzehn Männer sind gestorben, aber sie starben in Porton Down, nicht auf der Salisbury Plain.«

»Porton Down«, flüsterte Tom, seine Eingeweide zogen sich zusammen, ein eisiger Schauer lief über seine Haut. »Die chemisch-biologische Forschungseinrichtung. War Steven daran beteiligt?«

»Nein«, antwortete King seufzend und starrte auf seine Füße. »Er war in der Probezeit als Wachposten dort, nichts weiter. An dieser Übung auf der Plain war er nicht einmal beteiligt.« Er verharrte ein paar Sekunden in dieser Haltung, angespannt, innerlich in Aufruhr. Als er wieder aufsaß, waren seine Augen hart geworden. »Ich hab' schon zu viel gesagt«, murmelte er.

»Wag es ja nicht!«, zischte Tom und beugte sich vor, sodass ihre Gesichter eine Kopflänge voneinander entfernt waren. »*Denk* nicht mal dran, damit anzufangen und es nicht zu Ende zu bringen! Hast du eine Ahnung, was ich durchgemacht habe, seit das passiert ist? Die Zweifel, das Misstrauen? Und jetzt, wo du mir erzählt hast, dass alles, was wir glaubten, falsch ist, kannst du nicht einfach abhauen, ohne mir zu sagen, *inwiefern* falsch!«

»Dafür könnte ich standrechtlich erschossen werden«, behauptete King, und Tom spürte, dass er ein wenig übertrieb.

»Warum bist du dann jetzt hier?«

Der Dicke zuckte die Achseln und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Vielleicht lassen meine Albträume nach, wenn ich sie mit jemandem teile.«

»Glaubst du, ich habe keine Albträume?«, fragte Tom.

»Nein«, entgegnete King. »Hast du nicht.« Und der Blick in seinen Augen war kalt und voller Grauen.

»Und ...?«, drängte Tom und dachte: *Vielleicht sollte er abhauen, vielleicht sollte er es mir nicht erzählen.*

»Und ... es gab einen Unfall in Porton Down. Dein Sohn und die anderen waren dort und wurden getötet. Die Army hat sich rausgeredet. Etwas daraus gemacht, was es nicht war. Es vertuscht. Darin sind sie gut, glaub mir.«

»Was für eine Art Unfall?«

King starrte in sein Bier. »Etwas ist ausgebrochen.«

»Was habe ich dann beerdigt?«, wollte Tom wissen, plötzlich überzeugt, dass sich in dem Sarg, über dem er und Jo geweint hatten, nichts befunden hatte, das irgendetwas mit ihnen zu tun hatte.

»Torf aus den Sümpfen. Die Toten haben sie auf der Plain begraben. Sie wollten nicht, dass sich die Infektion ausbreitet.«

»Was für eine Infektion? Eine Seuche? Was?«

»So was Ähnliches wie eine Seuche«, meinte King. Mit zwei Schlucken trank er sein Bier aus und schaute sich nervös um. Tom wurde klar, dass er bald gehen würde und dass es nichts gab, das Tom tun konnte, um ihn aufzuhalten. King war bereits bewusst, dass er zu viel gesagt hatte. Allerdings war das Ende der Geschichte immer noch offen, und Tom konnte nicht mehr mit diesem Geheimnis leben.

»Woher weißt du das alles?«, fragte Tom.

»Ich war auch in Porton Down«, antwortete King. »Ich musste die Leichen begraben.«

Die Leichen begraben. Tom schloss die Augen und versuchte, sich nicht vorzustellen, wie der verwesene Körper seines Sohnes in der Schaufel eines Baggers herumkullerte, den ein jüngerer Nathan King steuerte.

»Wo ist das Grab meines Sohnes?«, bohrte Tom nach, die Augen immer noch geschlossen.

»Tom, du wirst nie ...«

»Wo ist das Grab meines Sohnes? Ich muss dir etwas sagen, Nathan. Ich habe zehn Jahre lang getrauert, und ich werde bis zu dem Tag trauern, an dem ich sterbe. Was du mir erzählt hast, bestärkt mich in dem, was ich immer geglaubt habe: dass wir belogen wurden. Aber ich weiß nicht, was ich dagegen tun kann, außer meinen Sohn ein letztes Mal zu besuchen. Ich habe zu lange an einem leeren Grab geweint.«
Und es gibt noch mehr, was ich tun kann, dachte er, so viel mehr. Aber nicht hier und jetzt ... Ich muss erst darüber nachdenken. Pläne machen.

»Such nicht danach«, riet ihm King und stand auf. »Ich hab' die Leichen gesehen. Und ich kenne die Wahrheit.«

»Welche Wahrheit?«, hakte Tom nach, und gerade als King sprach, fiel ihm die Bemerkung wieder ein, die er beim letzten Mal mitgehört hatte.

»Die haben dort Monster gefangen gehalten«, sagte er. Und ehe ihm Tom weitere Fragen stellen konnte, hatte King den Pub verlassen und war in der Nacht verschwunden.

Etwas ist ausgebrochen, hatte der Ex-Soldat gesagt. *So was Ähnliches wie eine Seuche. Die haben dort Monster gefangen gehalten ...*

Tom saß noch lange Zeit am Tisch, starrte in die Düsternis des Pubs und blickte doch weit darüber hinaus, zu den Mooren, zur Salisbury Plain. Obwohl er dort *etwas* sah, war dessen wahre Gestalt von Lügen verschleiert.

Doch nun, da der Samen der Wahrheit gelegt war, musste Tom ihn erblühen sehen.

AUTOR



TIM LEBBON ist ein New-York-Times-Bestsellerautor von über vierzig Romanen. Zu seinen jüngsten Büchern gehören *Relics*, *The Family Man*, *The Silence* und die *Rage War*-Trilogie der *Alien-Predator*-Romane.

Er hat vier British Fantasy Awards, einen Bram Stoker Award und einen Scribe Award gewonnen. Die Verfilmung seiner Kurzgeschichte *Pay the Ghost* mit Nicolas Cage in der Hauptrolle wurde zu Halloween 2015 veröffentlicht.

Sein Roman *The Silence* wurde mit Stanley Tucci und Kiernan Shipka in Hauptrollen fürs Kino verfilmt und als illustrierte, limitierte, signierte Vorzugsausgabe im Buchheim Verlag veröffentlicht.

ILLUSTRATOR



VINCENT CHONG ist ein britischer Illustrator und Designer. Er arbeitet für internationale Kunden an einer Vielzahl von Projekten, die von Buch- und Zeitschriftenillustration bis hin zu Produktionsdesigns für Film und Fernsehen reichen.

Vincent Chong wurde mit mehreren britischen Fantasy Awards ausgezeichnet und erhielt außerdem einen World Fantasy Award als »Bester Künstler«.